

Kleiner Grenzverkehr mit dem Antiliberalismus

Isaiah Berlin als Ideenhistoriker mit Sinn für Zerrissenheit

Von Jan-Werner Müller

Der britische Philosoph und Ideenhistoriker Isaiah Berlin war nicht nur ein atemberaubender Konversationskünstler; er war auch eine Art wandelnde Bibliothek und elektronischer Katalog in einem: Wer als Student in Oxford über noch so entlegene Denker der europäischen Geistesgeschichte forschte, konnte bei Berlin fündig werden: Wie kein anderer in der englischsprachigen Welt kannte er sich vor allem mit mystisch-romantischen Denkern wie Johann Georg Hamann aus, die völlig abseits des gängigen philosophischen Kanons standen. Und er wusste auch, in welchen Colleges ihre Bücher zu finden waren.

EINE INTELLEKTUELLE KONVERSION

Angefangen hatte alles ganz anders: Berlin, am 6. Juni 1909 in Riga in eine jüdische Kaufmannsfamilie hineingeboren, die 1921 aus Lettland nach London emigrierte, galt in frühen Jahren als ein Talent in der analytischen Philosophie, welche in den dreissiger Jahren Oxford beherrschte. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr Berlin jedoch eine geradezu existenzielle Bekehrung zur Ideengeschichte. Auf einem Transatlantikflug – ohne Druckausgleich in der Kabine, in fast völliger Dunkelheit – soll er sich entschlossen haben, endlich etwas Bleibendes zum menschlichen Wissen beizutragen. Er wollte sich einer Disziplin verschreiben, bei der man hoffen konnte, am Ende seines Gelehrtenlebens etwas mehr zu wissen als am Anfang. Mit Blick auf die analytische Philosophie hatte er diese Hoffnung fahrgelassen.

Beigetragen zu dieser intellektuellen Konversion hat sicherlich auch Berlins Tätigkeit für das britische Aussenministerium in Washington während des Zweiten Weltkriegs. Er verfasste Berichte über die Themen und Stimmungen in der amerikanischen Öffentlichkeit. Hierbei hat Berlin auch politische Urteilskraft und intuitiven Realitätssinn – im Unterschied zu rein analytischem Verstand – zu schätzen gelernt: Eigenschaften, die er später auch immer wieder von liberalen Staatslenkern forderte.

Berühmt wurde er in den fünfziger Jahren jedoch zuerst mit einer durchaus eher analytischen Unterscheidung: der zwischen negativer und positiver Freiheit. Erstere lässt dem Individuum einen Freiraum, seine Ziele zu verfolgen, ohne von anderen verursachte Störungen oder Zwänge; positive Freiheit hingegen ist eine Sache von Partizipationschancen, von Chancen, an der Macht teilzuhaben, oder auch eine Sache der Möglichkeit, sich von seinem «wahren vernünftigen Selbst» (von rationalen Einsichten) leiten zu lassen. Berlin sprach sich unumwunden für die negative Freiheitskonzeption aus, was seinerzeit vor allem eine antimarxistische Stossrichtung hatte.

Heute, so könnte man meinen, rückt diese Präferenz ihn in die Nähe «neoliberaler» Denker, welche sich für möglichst wenig Eingreifen des Staates in den Markt und die persönliche Sphäre des Individuums starkmachen. Berlin stand jedoch nicht nur zeitlebens einer sozialdemokratischen Grundströmung in der britischen Politik nahe, welche man oft als «Konsenspolitik» bezeichnet hat und die erst mit Margaret Thatcher an ihr Ende kam – er war auch grundsätzlich

skeptisch gegenüber allen sozialwissenschaftlichen Ansprüchen, menschliches Verhalten genau zu erklären oder gar vorherzusagen. Den Ökonomen, welche den Markt als Allheilmittel priesen, traute er ebenso wenig wie den politischen Utopisten, welche nicht wahrhaben wollten, dass der Mensch nun einmal – frei nach Kant – aus krummem Holz gemacht sei.

Noch wichtiger als Berlins liberale Skepsis ist heute aber wohl sein Wertpluralismus, der sich bewusst ist, dass viele an sich attraktive menschliche Werte und Lebensentwürfe miteinander nicht vereinbar sind. Oft, so Berlin, sei noch nicht einmal ein gemeinsamer Massstab vorhanden, mit dem sich verschiedene Werte vergleichen liessen. Berlin war bereit, sich einen Pluralisten nennen, nicht aber, sich einen Relativisten schimpfen zu lassen – es gebe trotz aller Vielfalt, so schrieb er einmal, auch einen gemeinsamen «menschlichen Horizont», welcher menschliches Handeln prinzipiell verstehbar mache und die Grenzen zu unmenschlicher Barbarei markiere.

In einer Zeit, da die westliche liberale Moderne erneut von rivalisierenden Gesellschaftsentwürfen – ob in China oder Russland – in Frage gestellt zu werden scheint, sollten Berlins Vorschläge, wie produktiv mit Pluralismus umzugehen sei, wieder Interesse finden. Berlin rückte nie von seiner eigenen liberalen Grundposition ab – aber es lag ihm viel daran, die Positionen antiliberaler Kritiker sozusagen von innen her zu verstehen; seine ideengeschichtliche Methode hiess denn auch schlicht: Einfühlung. So scheute er sich nicht, eine Art kleinen Grenzverkehr mit illiberalen oder gar antiliberalen Denken – vor allem mit den Romantikern und den Gegenaufklärern – zu unterhalten. Er glaubte offenbar, eine liberale Lebenswelt durch präventive Annexionen von illiberalen Gefühlen und Gedanken vor der Invasion eines umfassenden Antiliberalismus schützen zu können. Dies ging so weit, dass Kritiker Berlin zuweilen als eine Art Bauchredner der Feinde des Liberalismus abtaten.

MITGEFÜHLTE ZWEIFEL

Berlin kannte – und schätzte – das deutsche Wort «Zerrissenheit». Zweifellos war er selbst zerrissen zwischen dem nüchtern-empirischen Liberalismus, den er an England so schätzte, und der Romantik, die ihn ästhetisch und emotional faszinierte. Berlin schrieb einmal sogar von seinen zwei «Ichs». In Briefen Anfang der dreissiger Jahre schildert er, wie ihn bei einem Besuch in den Niederlanden geradezu Panik ergreift: Die perfekt liberale, befriedete Gesellschaft ist einerseits ein Paradies auf Erden, andererseits ist es gerade die Erkenntnis seiner inneren Verwandtschaft mit einer solchen liberalen Welt, welche Berlins «anderes Ich» in Schrecken versetzt – denn dieser quasiviktorianischen Gesellschaft, so Berlin, fehle es an jeglicher «Bewegung» und damit an Vitalität.

Später schrieb er über seine Eindrücke von den USA an seine Eltern: «... dieses Land ist ohne Zweifel die grösste Ansammlung grundsätzlich wohlmeinender Menschen, die es je gab, aber der Gedanke hierzubleiben ist ... ein Albtraum.»

– Bei einem solchen Liberalismus ist der liberale Selbstzweifel immer schon mitgedacht, wenn nicht gar mitgeföhlt.

Jan-Werner Müller lehrt politische Theorie und Ideengeschichte in Princeton und ist Open Society Fellow an der Central European University in Budapest.